
Das Traktat eines Schoßhündchens

„Hier Hündchen. Friss!“, spricht der Große und streicht mir derart kräftig über den Rücken, dass es mir den Bauch auf den Fliesenboden presst. Er scheppert mir eine speisegefüllte Schüssel vor die Nase, an deren Rand noch eingetrocknete, schwarze Futterreste aus vergangenen Wochen kleben, dann entfernt er sich und sein muffiges Odeure weicht den Ausdünstungen eines lieblosen Horsd'œuvres.

Gedankenfutter aus kalten Näpfen verschmählt man, indem man es im Magen zu kleinen Stückchen zerkleinert.

„Friss endlich, Hund!“, durchzuckt es meinen Körper. Widerstandslos tauche ich mein Gesicht in den braunen Brei.

Zu wollen, was man wollen muss, ist freier Wille genug.

Hinter mir trägt sich der Große mit schwerfälligen Schritten in ein anderes Zimmer. „Braver Köter...“, brummelt er mit höflicher Überlegenheit. Mit jedem Tritt klirrt das Schüsselchen zaghafte Nachbeben. Ich lasse Zeit vergehen, kaue und warte, bis er wieder eingesunken ist, zu einem Berg rhythmisch atmender Stille.

Was soll ich meine Energien über großen Absichten vergeuden? Ich? Nur ein Schoßhündchen, das sich in der Fülle an Ursachen, die ihm den Kopf kraulen, nicht als bloße Wirkung erkennt. Nur ein Resultat. Kausal. Ich bin nicht viel mehr als die kognitiven Prozesse

meines Körpers. Ich existiere, weil er mich nährt, ich nehme war, was er empfindet, bevor ich mich zwangsläufig in den selbstreferentiellen Windungen einer sogenannten „Identität“ verirre. Das ist die Farce des Bewusst-Seins. Ich bin ein Schauspiel, das sich selbst kreiert, für ein endliches Drama über die Suche nach einem Fünkchen Intention in einer Welt reiner Ursächlichkeiten.

Ein Poltern. Ich höre Glas auf dem Teppichboden im Raum nebenan, kein Klirren, nur ein dumpfer Aufprall. Ein kurzer Kontrollblick: Mein Napf ist angemessen geleert, im Bereich des Untadelbaren – Ich habe gut gegessen, so würde es auch der Große befinden. Zufrieden tapse ich über die kalten Fliesen in die Wohnstube.

Monistische Realitäten klingen im ersten Moment sicher wenig nachvollziehbar, angesichts der Jahrhunderte dualistischer Prägung.

Ich bin ihm meiner Zuneigung verpflichtet.

Der Große schläft unbeirrt unter dem Getöse seiner organischen Pneumatik. Zielstrebig strömt die Luft in seine Brust, um alsbald pfeifend ausgedrückt zu werden. Aus dem Glas, das ihm aus der Hand gefallen scheint, sickern die letzten Tropfen in eine kleine Pfütze im Teppich. Ich tapse leise um sie herum – sein brausendes Metronom mahnt zur Vorsicht – und springe sorgsam auf den kleinen hölzernen Beistelltisch zu seinen Füßen. Ein kurzes Wackeln, dann steht das Holz wieder sicher auf dem Gewebe.

Die Seele ist eine Illusion, ein Versuch des Ausbruchs aus einem Gefängnis, dessen Steine wir selbst aufeinander gelegt haben.

Ich setze mich und lasse meine Gedanken und Blicke in den Raum schweifen.

Was andere Geborgenheit nennen und sich wie eine Wahrheit anfühlen mag, oder wie die erfüllende Lösung für ein ja eigentlich selbstkreiertes Problem, ist die wacklig gebaute Befriedigung eines wenig hinterfragten Verlangens: Freiheit, wo keine zu sein braucht. Ihre Lösung dann wiederum ein denkbar einfaches Konzept: Ein diffuses aber haltungsstarkes Ideenkonstrukt, dessen einzig mögliche Widerlegung hinter das Ende des eigenen Lebens verlagert wird.

Mir fällt die kleine Luke in einer entfernten Ecke des Raumes ins Auge. Weil ich es einst gewohnt war, in stundenlanger Beharrlichkeit vor diesem Feld des Bodenlosen zu wachen und auf ein Zeichen oder einen Spalt der Einsicht zu hoffen, hatte der Große mir dort eine kleine, weiche Fußmatte bereit gelegt. Oft trat er dann neben mich, tätschelte mir wortlos den Kopf oder stellte mir eine kleine Schüssel Verpflegung zur Seite. Er wollte mir mein Dasein als Wachhund nicht absprechen und erst mit der Verschärfung meines Hoffens, mit meinem lautstark jaulenden Klagen und meinen Ausfällen nach dem Bildnis eines zu klein geratenen Wolfs, wurde aus dieser väterlichen Freiheit eine gestenarme Koexistenz. Ich wende mich reumütig ab.

Was soll es ohne immanenten Sinn für ein Glück geben, außer dem reinen, iterativen Erleben der eigenen körperlichen und geistigen Funktionen? Leben ist reiner Selbstzweck.

Er hatte sich nicht bewegt, nur seine Augen warten neuerdings aufgeschlagen auf mein Zutun. „Komm her, mein Hündchen.“, bittet mich der Große. Ich balanciere auf der Brücke seines Beines zur Hüfte. Mit einem kleinen Satz erklimme ich die Brust, während der mächtige Körper sich kaum bewegt. Vierpfötig verharre ich. „Leg dich hin.“, schlägt er vor, hebt seinen Arm um mich und tätschelt mir versichernd das Haupt. Dann verleiht er seiner Idee mit einer behutsam drückenden Geste auf meinem Rücken Nachdruck. Ich rolle mich auf seiner Brust ein, lege den Kopf neben meinen Vorderpfoten ab, das Ohr heimlich auf den fremden Leib gepresst. Wie die Schwingungen an meinen Trommelfellen, spüre ich unter mir – an den Wänden unserer Körper – das identisch pulsierende Beben seines Herzens.

Wir sind nur temporäres Gefüge zwischen zeitlich verschiedenen Ordnungen.

Seine kraftvollen Hände kraulen mir über den zausigen Kopf, fahren Bahnen durch mein Fell und ich genieße andächtig den sanften Druck auf meine Knochen.

Jeder Moment trägt das Potential beider Zustände – Leben und Sterben – in einer harmonischen, beruhigenden Gleichzeitigkeit.

forst